

"Deutschland im Kriege" : von Gustav W. Eberlein

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 50

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stürzten aus seinen Augen. Ketten ging auf ihn zu und zog ihn an sich. Morner aber machte sich rasch los, hieß die überflüssigen Zeugen seines Schmerzes das Zimmer verlassen und Ketten ging die Türe schließen. Während er dies tat, hatte Hans das Zimmer durch die Seitentüre verlassen, kam aber bald wieder zurück. Eduard sah, daß er einen Revolver in der Hand trug.

„Was willst du tun, Hans?“ fragte er bleich.

Kaum hatte er gesprochen, schob Morner seine Schwester durchs Herz.

„Sollte dieses arme Geschöpf in seinem Wahnsinne weiterleben?“

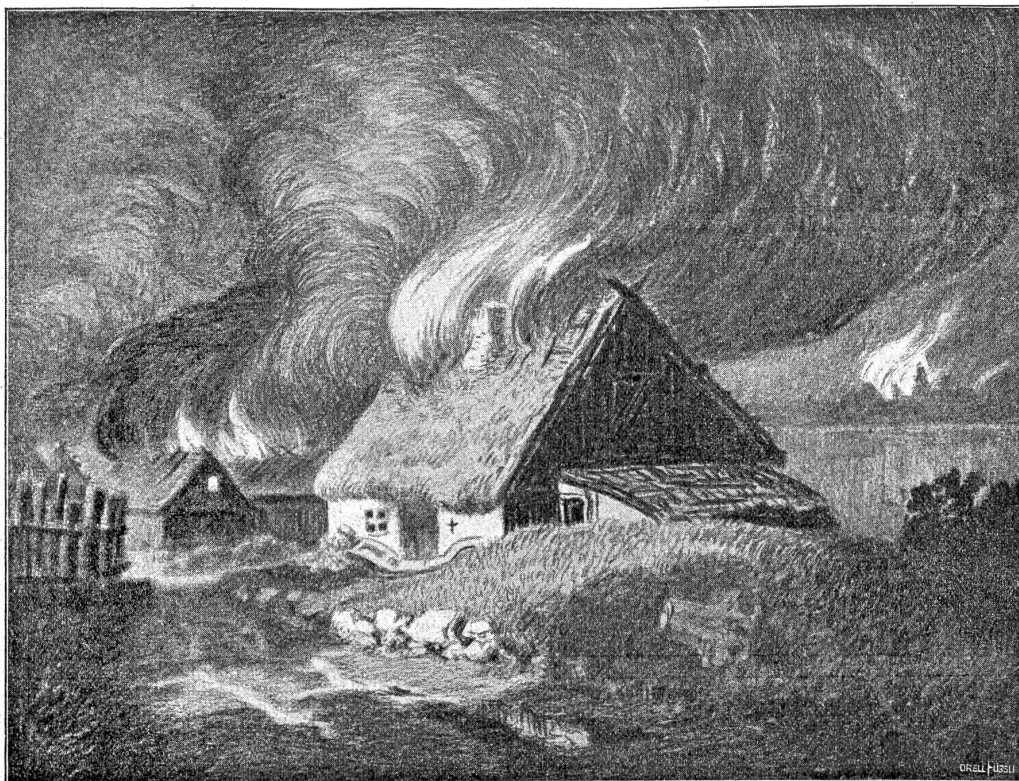
„Hans, ich flehe dich an“

„Leb' wohl, Freund.“

„Hans, Hans!“

„Mein Freund, die Zwei dort und ich gehörten im Leben zusammen. Der Tod soll uns nicht trennen, leb' wohl!“

Er stand an Lydias Leiche, die er nochmals betrachtete. Ketten eilte auf ihn zu, er erfaßte Morners Linke, die jener



Deutschland im Krieg: Das brennende Dorf.

(Zeichnung von Bruno Dielefeldt.)

ausredete. Er drückte so dem Freunde nochmals die Hand und feuerte zugleich den Revolver ab, dessen Lauf er aufs Herz drückte. Ketten hielt Morners Hand so fest, daß Hans ihn zu Boden riß, als er sterbend zusammenbrach.

— Ende. —

„Deutschland im Kriege“. Von Gustav W. Eberlein.

Besprochen von Hans Zulliger.

Unsere Werturteile sind gewöhnlich Vorurteile, zu denen wir uns Beweismaterial an den Objekten gesucht und gefunden haben. Dinge und Begriffe sind vielseitig, alles Lebendige hat die verschiedensten Gesichter. Es braucht bloß eine Auswahl von Eigenschaften oder Erscheinungen an dem zu Beurteilenden getroffen zu werden, um dieses dann als gut oder schlecht, wertvoll oder minderwertig zu bezeichnen. Unsere Maßstäbe sind im Winkel unseres eigenen geistigen Horizontes geboren und werden einer Sache nie restlos gerecht. Besonders dann nicht, wenn unser Gemüt an der zu wertfahrenden Sache einen Anteil nimmt.

Wenn wir einzelne unserer im Weltkrieg verwickelten Nachbarn beurteilen, so gilt das oben Gesagte in vermehrtem Maße. In jedem der umliegenden Länder wird man neues Leben und durch den Riesenkampf hervorgerufene erfreuliche Erscheinungen genug finden, um ihm das höchste Loblied zu singen, und auf seine nationale Kraft zu schwören. Betrachtet man aber das Land mit den Augen des Argwohns, so entdeckt man überall beginnende Fäulnis und Erschöpfung. Wenn man den Schreibereien gewisser Zeitungspharisäer hätte glauben wollen, so müßte keine der kriegführenden Mächte heute mehr im Stande sein, ein Bein in den Kampf zu stellen: Mannschftsreserven, Munition, Geld — alles

wäre aufgebraucht. Von dem Hasse der Nationen verzerrt sind die deutschen Barbaren und dem Verhungern nahe, die Franzosen Schufte, weil sie die Schwarzen auf die Europäer hinhehen, die Engländer kaltlächelnde Profitgauner, die hinter dem Aermekanal versteckt sowohl ihre mitkämpfenden Schwesternationen, als auch die aus der ganzen Welt zusammengetrommelten Hilfsvölker für sich auf die Schlachtbank senden, Oesterreich ist so schwach und so in sich zerfallen, daß bloß das große Unglück die verschiedenen germanischen und slavischen Horden noch zusammenschweißt, Italien ist der fleischgewordene Meineid. Andere „vorurteilsfreie“ Federfuchser aber berichten uns von siegesichern Nationen, die wenigstens für die Freiheit des Menschentums im Felde stehen und für die Rettung ihrer Ideale gegen die Unkultur ihr Herzblut versprechen.

Selten gelingt es jemand, über irgend eines der kriegführenden Länder so zu schreiben, daß er nicht Liebe an die Gegenpartei austellt, selten kann einer bloß beobachten, ohne daß er polemisierende Vergleiche mit drüben anstellt. Der Weltkrieg hat eine wahre Sintflut von Literatur auf den Markt gebracht. Unter dem Deckmantel des Patriotismus floriert sogar die gemeinste Art von Schundliteratur, jene zwanzigräppigen Büchlehen mit einer Schauerhelge auf



Deutschland im Kriege: Nagelung des eisernen Hindenburg in Berlin.

dem Deckel, im Stil der Detektivromane und Indianer-
geschichten verfaßt. Aber auch die vornehmer sein wollenden
Broschüren und Abhandlungen sind meistens nicht viel
mehr als Schund: Sie nehmen den Schein der Wissenschaft-
lichkeit bloß dazu an, um den Leser ganz einseitig zu belehren,
öfters auch, um ihn über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen.

Gustav W. Eberlein schrieb ein Buch über Deutschland
im Kriege, das wohl als eine der erfreulichsten Erscheinungen
dieser Art bezeichnet werden kann. Außer dem Vorzug einer
nicht verteidigenden, aber auch nicht anklagenden Sachlichkeit,
vereinigt es in sich die bitteren Wahrheiten wie auch die wert-
vollen Schöpfungen des Krieges zu einem gewaltigen Ge-
samteindruck. Obschon der Verfasser, der in Bern lebt, für
einige schweizerische Tagesblätter als Berichterstatter das
deutsche Reich und die Fronten bereiste, ist ihm der land-
läufig banale Reporterstil völlig fremd. Er bringt seine
Erlebnisse in einer flüssigen, geistreichen Sprache, daß man
das Buch mit Spannung liest und am Ende doch nicht
das Gefühl hat, bloß unterhalten worden zu sein. Man
weiß etwas über Deutschland und begreift manches, was
einem vorher unerklärlich war, weil man von der Unmenge
der äußeren Tatsachen des Krieges geblendet wurde und
dabei den Geist übersah, der das ganze Volk trägt und es
ausharren läßt in dieser schweren Zeit.

Zwischen den Fronten ist der in Friedenszeiten
sprichwörtlich gewordene gehässige Gegensatz zwischen Süd
und Nord ziemlich verschwunden. Nicht, daß der Krieg die
Verschiedenheiten des nord- und süddeutschen Charakters
paralysiert hätte: noch ist der Münchner der alte Gemüts-
mensch, der im Hofbräu oder an seinem Stammtisch beim
Bier politisiert, während sich der Berliner wie vor der
großen Zeit durch eine gespannte, etwas nervöse Schaffens-
kraft kennzeichnet. Aber der Bayer verachtet heute den
Preußen nicht mehr, und umgekehrt; Seite an Seite haben
sie im Osten wie im Westen gestritten und einander schätzen
gelernt. „In den deutschen Städten wogen Leben und Arbeit
wie immer, und bloß an den Mengen von Uniformierten

merkt man, daß an
den Marken des Rei-
ches gekämpft wird.“
Die Soldaten, die
überall, in Städten,
Dörfern, auf Wegen
und in den Eisenbahn-
zügen angebroffen wer-
den, machen die Ver-
mutung, daß die deut-
schen Mannschäfts-Re-
serven erschöpft seien,
zum Märchen. Der
Reisende merkt, daß
auch hier der Wunsch
der Vater des Gedan-
kens war. Es ist so
viel daran, wie an
jenem anderen Mär-
chen vom Lebens-
mittel-mangel. Mit den
Deutschen anhaf-
tenden Organisations-
talent wurden einfach
die Lebensmittel,
welche das Volk am
nötigsten hat, einem
behördlich geregelten,
mäßigen Verbrauch
unterstellt. Ich denke
an die Einrichtung der
Brot- und Zuder-
karten usw.

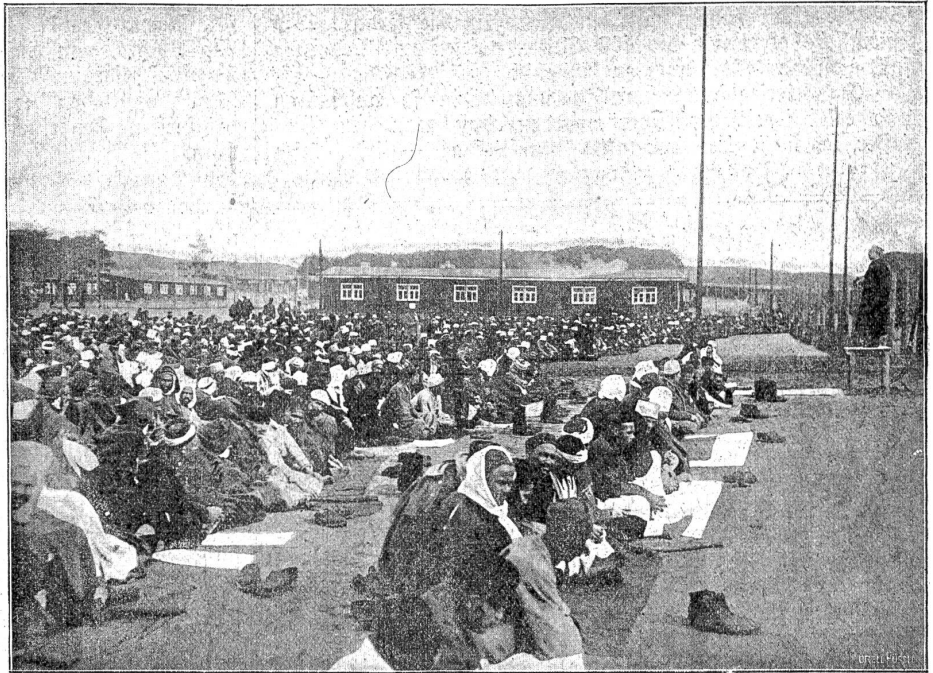
Wie die deutsche Regierung in dieser Hinsicht das Volk
vor den Aushungerungsmaßnahmen seiner Feinde bewahrte
und ihm dadurch den festen Willen, durchzuhalten, auf die
naturnotwendige Grundlage stellte, so gewann sie sich durch
ihre rückhaltlose Offenheit über die Veränderungen der Lage
die Herzen. Die fremdländischen Communiqués werden
ebenso vollständig wie auch die Verlustlisten veröffentlicht.
„Und der Arbeiter, der tagsüber in rauchenden Essen für
seine Brüder an der Front alles mögliche Material hergestellt
hat, verfolgt am Abend in den Zeitungen und an den öffent-
lich angeschlagenen Mitteilungen des Kriegsministeriums die
Schicksale der Armeen.“ Aber nicht nur die daheimgebliebenen
Männer dienen zum Großteil dem Kriege, auch die
Frauen sind „mobilisiert“ worden und helfen tatkräftig mit,
sei es in den Lazaretten und Kriegsspitälern oder in den Für-
sorge-, Lebensmittel-, Arbeitsnachweis-, Preisprüfungs- und
anderen Ausschüssen. Überall ist Helferwille, Opferwille und
immer neue Mittel werden erfunden, ihn zu schüren. So die
Nagelung des „eisernen Hindenburg“ in Ber.in. „Und Georges
Marschall sandte Holzfäller nach den glorreichen Schlacht-
feldern des Feldherrn. Ließ 26,000 kg russisches Erlenholz
herbeischaffen, meißelte den Heros stückweise heraus und
türmte schließlich Block auf Block, aus dem letzten gehauen
das unbedeckte Haupt von mörserhafter Wucht. Da steht
er nun in achtfacher Lebensgröße vor dem stimmungsvollen
Hintergrund der dreifach mit Beutegeschühen umgürteten
Siegessäule und läßt geistige wie körperliche Huldigungen
geduldig über sich ergehen. Anstet treibt es den Berliner
herum, bis er den Hammer geschwungen hat. Ein neutraler
Berichterstatter erzählte seiner Zeitung mit besonderem Ver-
gnügen, wie er seinen Nagel in die Pulsader des Feld-
marschalls trieb.“ Wenn man bedenkt, daß der Riese durch
Nagelanschlägen noch um 14,000 kg schwerer gemacht wer-
den kann, und daß jeder Nagel mit einem hübschen Scherflein
für die Unterstützungskassen bezahlt wird, so kann sich einer,
dem es Vergnügen macht, die Summe ausrechnen, die der Riese
verdient, indem er dieser merkwürdigen Verehrung standhält.

Das deutsche Geld kommt auch den fremden Gefangenen, insbesondere den Kranken und Verletzten, zugut. Soldaten, welchen ein oder gar mehrere Glieder amputiert werden mußten, erhalten so kunstreiche künstliche Gliedmaßen, daß sie mit eisernen Armen Feldarbeit verrichten, mit stählernen Beinen radfahren können. Ueber das Gold, das der Zahnarzt zum Plombieren verwendet, weiß der Verfasser: „Da lag die große preußische und Staats-Medaille eines berühmten Akademikers neben der goldenen Auszeichnung einer internationalen Gesellschaft in der Truhe. Auf den ehrwürdigen Denkmünzen hoher Regierungen und didleibigen Dekorationen gefürsteter Häupter der Schmuß der Luise Dumont, und etwas verschüchtert guckte aus der Ecke ein einsames Ringlein, „das nicht gehalten, was es versprach“, wie die Spenderin dazugeschrieben, als sie damit gleich den Großen im Reiche dem Leiter des Kieferlazarets ihr entbehrliches Gold zum Einschmelzen einschickte. Ob dem verwundeten Franzosenkrieger jemals der Gedanke kommen mag, er trage mit dem Gold zwischen seinen Zähnen ein Stücklein geschmolzenes Frauenglück?“

Die Gefunden unter den Gefangenen werden zu aller Art Arbeiten angehalten, man verwendet sie unter anderem auch in den Speichern und Lebensmittellagern, wie zu Feldarbeiten und als Handwerker. Im Osten türmen sie Pyramiden aus Heu und Stroh, welche auf den eroberten Provinzen Rowno, Grodno, Wilna, u. a. m. gewachsen sind. Ueber die Lebensmittelvorräte berichtet der Verfasser besonders lustig. „Ich sehe den Himmel voller Geigen hängen, da sind es Dauerwürste. Und Speckgletscher, Gemüsesteppen, Erbsenwüsten, Sockenhügel, Ochsenquartellatomben Biertröme mit Suppenwürfelkatarakten, Kaffeepflanzungen, Schaufelwälder, Badenbindentschungen — man flüchtet mit brennendem Schädel aus diesem Thowabohi, Sobald von der Ostarmee ein Befehl durch den Draht einläuft, fangen in dem großen Turm die Krane an zu spielen, es rollen die Karren und klingen die Telephone, Lokomotiven pusten heran, unter flinken Händen füllen sich die Wagen, ein Pfiff und fort rollt das bewegliche Magazin, um draußen hinter der Feuerlinie die Gulaschkanonen zu füllen.“

Um etwas von der Stimmung unter dem Landvolk zu erfahren, ging der Verfasser in ein bayrisches Dorf und freundete sich nach einiger Zeit, die Bauern sind bekanntlich verschlossen und gegen alles Fremde mißtrauisch, mit den Bewohnern des Dorfes an. Die Siegeszuversicht ist bei ihnen etwas Selbstverständliches. Der Bauer Barthel, der schmunzelnd 60—70 Körner an den Weizenähren, 50 beim Korn zählt und dazu seine ausgedehnten Felder überblickt, belächelt kühl die Annahme der Feinde, welche das Reich aushungern wollen. Dabei helfen ihm Russen und Franzosen bei der Ernte. Sie werden wie Kameraden behandelt, niemand denkt, die friedlich arbeitenden Gefangenen seien einmal auch Feinde gewesen.

Das deutsche Volk und die deutsche Armee stehen zusammen auf dem Boden eines unerschütterlichen gegenseitigen Vertrauens, „gebaut aus Opferfreudigkeit und Tapferkeit.“ Umgewandelt hat sich das allgemeine Urteil über die Offiziere: „Halb Werwolf, halb Gigerl, Soldaten



Deutschland im Kriege: Im Halbmondlager zu Windsdorf bei Zossen.

marternd und kur schneidend, fettrinkend und unwissend bis zur Dummheit, war er (der Offizier) im Ausland die Verkörperung des brutalen „Preußentums“, wie er im Inland das ergiebigste Wikblattfutter abgab. Da kam der Krieg. Die Welt wurde um einen Popanz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Der Offizier von heute ist der Liebling des ganzen deutschen Volkes, wie bislang der Leutnant der Abgott der Badfische war.“ Im Frieden wollte man ganz genau wissen, „daß die Offiziere die armen Soldaten erbarmungslos opfern, sich aber wohlweislich fern vom Schuß halten würden. Und heute wimmeln die Verlustlisten von aristokratischen Namen, der Adel vergoß sein bestes Blut auf den weiten Schlachtfeldern Rußlands, ein Kaisersohn schleppte sich auf Krücken, ein anderer holte sich sein eisernes Kreuz im dichtesten Granatfeuer, das ihm den Schenkel zerriß. Weil die Offiziere ihren Soldaten nicht nur mit Todesverachtung vorankürmen, sondern ihnen auch im Erdulden und Entfagen Vorbilder sind, treue Kameradschaft halten und dabei doch die Autorität zu wahren wissen, darum fällt es den Truppen nie ein, an ihren Führern zu zweifeln. Gab es nicht eine Zeit, wo man das Kadavergehorsam nannte? — Wie, wenn dieser Wille zur Unterordnung, dieser Mut zur Selbstaufgabe, wenn diese eiserne Disziplin in der Champagne nicht gewesen wäre.“ Wer denkt da nicht auch an unser Land, wenn er das liest! Und an die zahllosen und unverantwortlichen Stänkereien, mit denen noch heute unsere Offiziere belästigt werden! Und doch: man frage einen unserer Soldaten, der vielleicht zuvor gerade über Drill und Dienst überhaupt loszog — im Kriegsfall würden auch wir mit anderen Augen auf die Truppenführer sehen.

Im Vertrauen auf sein Schwert steht das deutsche Volk geschlossen und zuversichtlich da. Niemand bringt es davon ab, auch nicht der Lügenfeldzug und neue Feinde, die da oder dort gegen es aufstehen. Das ist der Geist des „Durchhaltens“!

In der oben skizzierten Art bereisen wir, das Buch lesend, nicht nur das Innere Deutschlands, wir kommen nach Belgien, ins Feld und nach Ostpreußen. Wir besuchen das „Lausoleum“ (Entlausungsanstalt) und sehen Hindenburg, wir wandern durch zusammengeschossene Ortschaften und eroberte Festungen. Wir sprechen mit Zivilisten und

Soldaten, wir fahren mit dem Auto an die Front. Und schließlich haben wir die 400 Seiten gelesen und bedauern fast, daß das Buch nun zu Ende ist.

Das Kriegsdeutschland ist uns darin so anschaulich und erlebnisreich geschildert worden, daß man den Verfasser beneidet, der das alles unmittelbar — ich möchte

(„Deutschland im Kriege.“ Erschautes und Erlebtes von Gustav W. Oberlein. Drei Fühl, Verlag, Zürich. Die vorstehenden Abbildungen stammen aus besprochenem Buche.)

Dor hundert Jahren.

Don Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

(Schluß.)

In diesem Betracht begreift man das energische Eingreifen der Regierungen einerseits, die große Not, gegen die vergeblich angekämpft wurde, andererseits. Auf eine recht originelle Weise hat die bernische patrizische Regierung die Nachteile der Goldwährung für die Gehälter der Festbesoldeten ausgeglichen. Steigen die Lebensmittelpreise, so werden alle Anstellungsverträge zu Ungunsten des Angestellten gefälscht. Für seine Besoldung erhält er nicht mehr so viel Naturalien, als er sich zu Beginn der Anstellung anschaffen konnte. Er ist schlechter gestellt trotz gleichhoher Besoldung. Diesen Fehler, der davon herrührt, daß nach der Gold- oder der Silberwährung nur das Verhältnis zwischen Geld und Gold oder Silber ein stetes bleibt, nicht aber das zwischen Geld und Gebrauchssachen des täglichen Lebens, diesen Fehler der Gold- oder Silberwährung, der den langfristig Angestellten am stärksten trifft, da er seine Besoldung nicht den steigenden Preisen rasch anpassen kann, den hatten die Patrizier durch eine sonderbare Anstellungsbedingung aufgehoben. Bei den Besoldungen des Kleinen Rats, des Appellationsgerichts, sämtlichen Bezirksangestellten und protestantischen Pfarrern „besteht ein Drittel in Getreide, das heißt, wenn der Maximalpreis des Dinkels um Martini 10 Fr. per Mütt oder darunter ist, so bleibt die Besoldung unverändert, ist aber gedachter Getreidepreis höher, so wird den Beamten von einem Drittel ihrer Besoldung für je 10 Fr. ein Mütt Dinkel nach obigem Marktwert in Geld bezahlt.“ Der Schultheiß mit einer Besoldung von 8000 Fr. erhielt demnach zwei Drittel davon, 5333,30 Fr. in bar, während er für den letzten Drittel seiner Besoldung, 2666,70 Fr., für je 10 Fr. den Marktwert eines Müttes Dinkel erhielt. Stieg nun etwa der Getreidepreis bis Martini von 10 auf 15 Fr., so erhielt der Schultheiß 266,67 mal 15 Fr. = 4000 Fr. zu den ersten 5333,30 Fr., so daß nun die Gesamtbefoldung rund 9333 Fr. betrug. So steigerte die Teuerung der Brotfrucht von selbst den dritten Teil der Besoldungen unserer bernischen Staatsangestellten und Pfarrer. Diese Bestimmungen der bernischen Gesetze zwangen den Staat 1816 und 1817 zu einer Mehrausgabe von 591,376 Fr. an seine Beamten und Pfarrer, in heutigem Geldwert 3½ Millionen. Ueber 10 Prozent der Bilanzsumme des bernischen Staates wurden als Teuerungszulagen an seine Angestellten verwendet. (Die 591,000 Fr. sind die Zulagen zweier Jahre.) Von Siftierung der Alterszulagen liest man im Staatsverwaltungsbericht über diese Jahre nichts. Die Regierung „ließ große Getreidevorräte und andere Nahrungsmittel aus dem Auslande herbeischaffen, errichtete verschiedenenorts Hilfsanstalten (nach Friedli*), verkaufte ihren Angehörigen sowohl das angeschaffte wie auch das von Grundzinsen und Zehnten eingehende Getreide, wie Dinkel, Mehl, Brot, Haber, Kernen, weit unter dem Marktpreis und ließ die Bedürftigen auf mannigfaltige Weise unterstützen“.

Nach vorhandenen Rechnungen verwandte sie insgesamt 1,071,404 Fr. auf Besoldungszulagen im angegebenen Sinn und auf die Hilfsanstalten im Kanton Bern. Wollte man heute in solcher Weise den Staat bean-

fast sagen: genießen durfte. Die künstlerischen Beilagen des Buches, von Emil Huber, Walter Bayer, W. Resold, B. Bielefeldt und die 11 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers vermehren den Wert dieser originellen Erscheinung, die jedermann empfohlen werden kann.

spruchen, so wären im Kanton etwa 7—8 Millionen nötig, wobei weder die Volksvermehrung, noch die Geldentwertung in Betracht gezogen ist. Die Regierung lieferte an die Oberämter 9360 Mütt Dinkel, 10,997 Mütt Kernen, 7397 Mütt Roggen, 24693 Mütt Mischkorn. Die Stadt Bern einzig huf 155,276 Pfund Brot. An Bäckerlohn wurden zusammen 22,905 Fr. ausbezahlt. Die Not war nicht überall gleich groß. Nach den Verteilungslisten scheint der Oberaargau arm gewesen zu sein, dann waren das obere Emmental und das Gebiet von Schwarzenburg und Guggisberg schlimm daran. In Eggwil stieg die Armentelle auf den sechseinhalbfachen Betrag, von 400 Familien mußten 120 unterstützt werden. Groß war die Not im Guggisbergländchen, dort wurden seit dem Januar täglich 800 Schoppen Rumpfordsuppe*) verteilt. Der Pfarrer von Guggisberg soll damals in Bern scherzweise „d'r guet Kund“ genannt worden sein. Wirklich vermochte er für die Armen des Bezirks viel Gutes von Bern heraufzubringen; Friedli bringt im „Bärndütsch“ eine lange Liste von all den Guttaten, die dem armen Ländchen erwiesen wurden, das besonders unter der rauhen, kalten Witterung litt. Am 7. August 1817 schrieben die Guggisberger nach Bern — der Brief ist im Staatsarchiv —: Unser Land ist, verglichen mit früheren Jahren, unfruchtbarer; am 28. April lag noch 2—4 Fuß tiefer Schnee, und der Schwendelberg hüllte sich in tiefen Nebel. — Die Fruchtbäume wachen nicht mehr und die alten verdorren vor der Zeit. Die hiesigen Pflanzen und Erbspeisen als Haber, Gersten, etwas wenig von Sommerroggen und Dinkel, sowie auch die Erdäpfel gelangen selten mehr zur Zeitigung. Selbst in dem gegenwärtigen, wegen seiner wärmeren Witterung so vielgepriesenen Sommer werden die Aehren erst jetzt, zu Anfang des Augusts, aus den Salmen geboren, und wenn in diesem oder dem künftigen Monat die ferndrige rauhe Witterung noch einmal wieder zurückkehren sollte, so wäre es um unsere Ernte noch einmal geschehen Beinahe in der Hälfte von (unsern) 920 Haushaltungen war weder Nahrung noch Samen zum Anpflanzen, oder was etwa noch von vorjährigem Getreide vorhanden, war nicht einmal gut zur Ausaat, der Bemittelte selbst in Not und durch erhöhte Armenauslagen selbst zu Boden gedrückt, überall nichts als Mitleidigkeit und Verzweiflung; Hunger, Kummer, Abzehrung und Entkräftung war in vielen Gesichtern bemerkbar. Ja, viele zweifelten sogar daran, ob Gott die noch den Nachkommen des Noach gegebene Verheißung fernerhin erfüllen wolle“

Die beiden Hungerjahre haben die Finanzkraft der patrizischen Regierung auf eine harte Probe gestellt und die Gemeinden zum Teil auf Jahre hinaus ungewöhnlich mit Armentellen belastet. Es kam dazu, daß eine europäische Krisis in der Landwirtschaft einsetzte, die ihren Höhepunkt erst 1826 erreichte. Trafen die Hungerjahre doch hauptsächlich den Gewerbe- und Arbeiterstand, so wurde von der nachfolgenden, genannten Krise die nicht ausschließlich für den eigenen Bedarf produzierenden größeren Bauern getroffen, die denn damals auch von der Getreide- zur Gras- und Milchproduktion übergingen. Die Regierung erließ schon 1818, am 2. April, ein Preisausschreiben über

*) Diese Suppe, so genannt nach ihrem „Erfinder“ dem Grafen Rempford (ber die Wärmetheorie 1790 aufstellte) wurde in Bern in der „Rempfortischen Mues-Anstalt“ seit 1802 hergestellt; sie bestand aus einer Komposition von Erbsen, Gersten, Hafermehl, Butter und Salz oder die billigere Art aus Kartoffeln, Rüben, Butter, Hafermehl und Salz.

*) Friedli, Bärndütsch, Band Guggisberg, S. 140.